



HERMAN MELVILLE

John Marr und andere Matrosen

Mit einigen Seestücken

Übersetzt und herausgegeben von Alexander Pechmann

Mit Illustrationen von Pascal Cloëtta

mare



Herman Melville

Herman Melville

*John Marr
und andere Matrosen*

Mit einigen Seestücken

Aus dem Amerikanischen
übersetzt und herausgegeben von
Alexander Pechmann

Mit Illustrationen von
Pascal Cloëtta

mare

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet unter <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Die Originalausgabe erschien 1888
unter dem Titel *John Marr and Other Sailors*
bei Theodore L. DeVinne & Co., New York.

Die vorliegende Übersetzung basiert auf
der von Douglas Robillard herausgegebenen Ausgabe
John Marr and Other Sailors: A Facsimile Edition,
die 2006 bei The Kent State University Press, Ohio,
erschienen ist. Die amerikanische Originalfassung
dieser Ausgabe ist im Anhang ab S. 111
vollständig abgedruckt.

1. Auflage 2013
© 2013 by mareverlag, Hamburg
Typografie Farnschläder & Mahlstedt, Hamburg
Schrift Dante
Druck und Bindung Kösel, Altusried-Krugzell
Printed in Germany
ISBN 978-3-86648-149-7



www.mare.de

Inhalt

Briefliche Zueignung an W. C. R.

7

John Marr und andere Matrosen

John Marr

15

Bräutigam Dick

25

Tom Deadlight

43

Jack Roy

47

Seestücke

Die Seemöwen

51

Die Äolsharfe

61

Kleinere Seestücke

An den Kapitän der *Meteor*

67

Fernab der Küste

68

Der Fregattvogel	69
Die Galionsfigur	71
Das gute Schiff <i>Snow Bird</i>	73
Alter Rat	75
Das Büschel Seetang	76
Der Malediven-Hai	77
An Ned	78
Über den Wendekreis	81
Der Eisberg	83
Die beneidenswerten Inseln	85
Kieselsteine	86
Anmerkungen	
	91
<i>Nachwort: Gestrandet im Nirgendwo</i>	97
Editorische Notiz	109
Anhang	
John Marr and Other Sailors with Some Sea Pieces	III

Briefliche Zueignung an W. C. R.

Gesundheit und Zufriedenheit!
Hilary, mein geselliger Bekannter, unterhielt mich während eines nachmittäglichen Spaziergangs unter den Bäumen am höheren Steilufer unseres Riverside-Parks im letzten Juni mit einer jener schlaun Theorien, für deren Erfindung und Formulierung er ein einzigartiges Talent hat. Er hatte sie erst vor Kurzem – zumindest war dies mein Eindruck – von bestimmten subtilen Details abgeleitet, die er, so schmeichelte er sich selbst, dank seines Scharfsinns an verschiedenen Personen beispielhaft ausgemacht hatte.

Ich möchte Dir diese Theorie vorstellen; nicht dass ich mir dabei einbilde, Du würdest sie als eine seltene intellektuelle Errungenschaft preisen; keineswegs, aber ich müsste mich doch sehr irren, wenn sie nicht Dein persönliches Interesse wecken sollte, wie wenig sie auch anderweitig und bei anderen Menschen Aufmerksamkeit oder Beachtung finden würde.

Kurzum, es handelt sich um das Folgende: Wenn man weniger eng verwandte Nationen einmal beiseitelasse, so bewahre ein in England geborener Amerikaner oder ein in Amerika geborener Engländer in seiner jeweiligen natürlichen Veranlagung sein Leben lang ein nicht greifbares Stück der heimatlichen Erde, das er mit der Muttermilch aufgesogen habe und auf irgendeine Art und Weise offenbare.

Aber wen, denkst Du, zitiert er als hervorragendes Beispiel hierfür? Nun, schau in den nächsten Spiegel, und Du wirst den

Gentleman erblicken. Ja, Hilary meint in den Seeromanen von W. C. R. einen gelegentlichen Beigeschmack wahrzunehmen, ganz als ob deren ehrliches Hochseesalzwasser, ihr wesentlicher Bestandteil, mit einem Schuss Schwemmland aus der Neuen Welt gewürzt sei – wie beispielsweise unser Vater der Fluten es in den Golf von Mexiko trägt. »Das ist ganz selbstverständlich«, behauptet er, »denn obwohl dieser Autor ein Landsmann der Queen ist – seine Eltern, seine Heimat, seine Staatsangehörigkeit sind allesamt englisch –, ist er, wie man mir glaubwürdig versichert, seinem Geburtsort entsprechend ein Mann der Neuen Welt, dessen erster Blick hinaus ins Leben, ja, durch ein Fenster hier auf der Insel Manhattan stattfand, nicht sehr weit von meiner Wohnung am Broadway entfernt, beim Jupiter!«

Nun ist Hilary ein komischer Kauz, ein Mann, der gleichzeitig herzlich und scharfsinnig ist. Ich meine herzlich, ohne allzu großen Anteil an bloßer Geselligkeit zu nehmen, die von manchen als eine Form der Herzlichkeit verstanden wird; und scharfsinnig, obwohl es ihm mehr oder minder an besonnener Selbstkritik mangelt. Kein Wunder also, dass, wie angenehm und lehrreich Hilarys Gesellschaft auch sein mag und wie sehr ich den Mann auch schätze, ich angesichts seiner abwegigen Spekulationen doch widerwillig dazu gebracht wurde, seinem durchdringenden Scharfblick ein klein wenig zu misstrauen, einer Eigenschaft, die bei ihm übermäßig hoch entwickelt ist und vielleicht (wer weiß?) durch seinen Beruf gefördert wurde; denn er ist Optiker, hat täglich mit dem Mikroskop, dem Teleskop und anderen Erfindungen, die der Schärfung und der Erweiterung unserer natürlichen Sehkraft dienen, zu tun und befähigt dadurch uns Sterbliche (wie ich einen Exzentriker habe sagen hören) freisinnig, das Feld unserer ursprünglichen und grundlegenden Unwissenheit zu vergrößern.

Kurz gesagt, die persönliche kleine Theorie meines vortrefflichen Freundes, wenngleich sie auch wie so manche große und weitverbreitete These in wundersamer Weise bestechend daherkommt, sodass man sie gern glauben würde, ist nach meiner eigenen bescheidenen Meinung – obwohl ich es ihm gegenüber um nichts in der Welt andeuten würde – in nicht zu geringem Maße aus einem für gründliche Philosophie unzulässigen Element gemacht – nämlich aus Unsinn.

Seine Behauptung, gewichtige Beweise für seine Theorie in den zuvor erwähnten Romanen zu finden, ist eine andere Angelegenheit. Ich neige zu der Annahme, dass dies wenig mehr als die liebenswerte Illusion eines begeisterten Patrioten ist, der unbedingt alles vereinnahmen möchte, was in irgendeiner Weise zusätzlichen Glanz auf sein geliebtes Heimatland zu werfen vermag.

Doch lassen wir die Theorie beiseite, sprechen von Tatsachen und stellen es faktisch dar; das heißt ein wenig freier: Nach den Stimmen von Seeleuten und Landratten gleichermaßen zu urteilen, berechtigt *Untergang der Grosvenor* den Autor zum Tragen der Meereskrone der Gegenwartsliteratur. Dieses Buch führte die Serie ähnlicher Werke aus derselben Feder an; es ist das Flaggschiff, und seine Erwähnung schließt immer die Flotte mit ein.

Beim ersten Erscheinen der *Grosvenor* – in diesen Gewässern, wollte ich schon sagen – riefen alle sachkundigen Kritiker, ein jeder nach seiner Art, etwas in diesem Sinne: Ein echter Guss Meerwasser ins Gesicht! Welcher Autor kennt so gründlich wie dieser die See und ihre blauen Wasser; den Seemann und sein Herz; sowie das Schiff und wie man es segelt und steuert? Zudem fügt er seinem Wissen Fantasie hinzu. Was seine umfassenderen menschlichen Eigenschaften betrifft, teilt er über-

dies den Geist Richard H. Danas, des Sohns eines wahren Poeten, unseres eigenen bewundernswerten *Mannes vor dem Mast*.

Nun, mit welcher gewissenhafter Befriedigung habe ich angesichts dieser einmütigen Urteile, die in obigem Absatz kurz zusammengefasst wurden, in der Überschrift dieser Widmung Dir, W. C. R., salutierte, indem ich Deine Flagge an meinem Fockmast hisste. Wenn nur das derart aufgeputzte Schiff eine etwas größere Tonnage hätte, damit die Flagge an einem höheren Mast gesetzt werden könnte, um einen noch größeren Kreis anerkennender Freunde zu beherrschen.

Doch das Vergnügen, das ich beim Schreiben dieser Zeilen empfinde, ist derart, dass ich, wenn eine literarische Widmung so etwas wie eine Gabe oder eine Gunst andeuten soll – wovon sie wahrhaftig weit entfernt ist –, trotz all meiner Sünden in Versuchung geraten könnte, jene göttliche Maxime zu wiederholen, die niemals abgedroschen klingt, selbst wenn man sie ewig wiederholte: »Geben ist seliger denn Nehmen.« Und obwohl solch eine uneigennützte Maxime vom Ohr meist freundlicher aufgenommen wird als vom Herzen – was eigentlich nicht verwunderlich ist, bedenkt man die beständige Trughaftigkeit von so vielen weltlichen Dingen –, wird dennoch in einem Bereich – und ich meine damit keinen anderen als die Literatur – kaum jemand, glaube ich, zumindest kaum jemand, dessen Jahre ihn von den kleineren Illusionen befreit haben, dies bezweifeln, der in der einen oder anderen anregenden Form gleichermaßen im Geben und im Nehmen von zeitgenössischem Lob ernsthafte Erfahrungen gesammelt hat. Und was bedeutet solches Lob im Wesentlichen? In Wirklichkeit kaum mehr als eine etwas weniger unbeholfene Form der Anerkennung.

Dass diese Gedanken nicht unwahr sind, egal, woher sie

stammen, kann selbstverständlich der Autor von *Untergang der Grosvenor* belegen, der in seiner Dualität als renommierter Schriftsteller und freisinniger Kritiker auf seinem Spezialgebiet zu Recht als Autorität gelten kann und hinreichend qualifiziert ist, darüber zu richten.

So viel zu den Dingen, die man drucken kann. Für persönliche Gefühle ist die gedruckte Seite kaum der geeignete Ort. So schließe ich, wo ich begann, indem ich Dir von Herzen das Wertvollste wünsche, das ich auf Erden kenne – Gesundheit und Zufriedenheit.

*John Marr
und andere Matrosen*





John Marr

John Marr, geboren am Ende des letzten Jahrhunderts in Amerika, Mutter unbekannt, vom Knabenalter bis zur Reife Seemann unter verschiedenen Flaggen, schließlich untauglich für ein weiteres Leben auf See aufgrund einer lähmenden Wunde, die er im Handgemenge mit Piraten von den Keys empfangt, findet letztendlich ein Auskommen in einer weniger aufreibenden Tätigkeit an Land. Auch dort behält er seinen Hang zur Rastlosigkeit, den er sich als Seefahrer angeeignet hat.

Nach einer Reihe von Umzügen, zunächst von Hafen zu Hafen als Segelmacher, dann, abenteuerlustig, landeinwärts als Grobtischler, lässt er sich schließlich um das Jahr 1838 mit diesem letztgenannten Beruf dort nieder, wo damals die Grenze zur Wildnis verlief, in der Prärie, die spärlich gesprenkelt mit Eichenwäldchen und den noch selteneren Blockhäusern einer kleinen Siedlung war, die erst kurz zuvor von einem unserer älteren Inlandsstaaten aus gegründet wurde. Hier zieht er einen Schlussstrich unter sein Wanderleben und heiratet.

Bald rafft ein Fieber, der Fluch aller neuen Siedlungen auf fruchtbarem Lehm Boden, dessen fahle Tracht sich nach einer Weile mit einiger Gewissheit in den Gesichtern allzu vieler Menschen zeigt, seine junge Frau und sein kleines Kind dahin. In einem einzigen Sarg, von ihm eigenhändig gezimmert, werden sie unter kargen Riten der Erde übergeben – ein weiterer Hügel, wenn auch nur ein kleiner, in der großen Prärie, unweit des Orts, an dem ein Volk von Erdhügelbauern, das nur noch

in Legenden fortlebt, seine Tonwaren und Knochen, die alle aus derselben Erde stammten, unter einer eigenartigen serpentinförmigen Terrasse zurückgelassen hat.

Mit einer aufrichtigen Stille in seinen Zügen – dunkler Haut mit schwarzen Brauen, Augen, die sanft sein konnten oder wild, aber nie Härte zeigten, obwohl sie zuweilen eine melancholische Tiefe enthüllten – hegte dieser sippenlose Mann Gefühle, die, wenn sie sich einmal festgesetzt hatten, nicht einfach wieder entwurzelt oder auf etwas anderes übertragen werden konnten. Da er nun in der Mitte seines Lebens steht, beschließt er, niemals den Erdboden zu verlassen, in dem die einzigen Wesen ruhen, die je mit ihm durch Liebe und Familienbande verbunden waren. Sein Blockhaus vermietet er an einen neuen Siedler, der froh war, es zu bekommen, und lebt in dessen Haushalt.

Während der schärfere Schmerz seines Verlustes mit der Zeit milder wird, bleibt die Leere in seinem Herzen. Gern würde er die Leere so gut wie möglich füllen und noch engere gesellige Beziehungen als bisher mit Menschen knüpfen, deren Los er bis zum Ende zu teilen gedenkt – Beziehungen, die über das Band täglicher gemeinsamer schwerer Arbeit hinausgehen, bei der gegenseitige Hilfsbereitschaft selbstverständlich ist. Doch hier scheitert er, ohne dass jemand schuld daran wäre.

Praktisch veranlagte Menschen, die eher an das Leben in Gemeinschaft gewöhnt sind, brauchen die Unterhaltung mit Gleichgesinnten und sprechen gerne über Dinge des wahren Lebens. Doch ob es nun um Personen oder Ereignisse geht – man kann sich nicht immer nur über die Gegenwart unterhalten, geschweige denn über die Zukunft spekulieren; man kommt zwangsläufig auf die Vergangenheit zu sprechen, welche für die meisten Menschen ein gemeinsames Erbe ist und

für praktisch gesinnte Gemüter die Grundlage geselligen Umgangs bedeutet.

Aber John Marrs Vergangenheit war nicht die Vergangenheit dieser Pioniere. Ihre Hände waren an den Pflug gewöhnt, seine an das Steuerrad eines Schiffes. Sie kannten nur ihresgleichen und ihre eigenen Gepflogenheiten; ihm war ein ganzer Teil der kunterbunten Erdkugel enthüllt worden. Darum war der Horizont dieser besonderen Gruppe sesshafter Auswanderer zwangsläufig ebenso begrenzt wie das Mitgefühl der Bauern, die seit Generationen ihre Äcker bestellten, sodass ihnen der Ozean, der ihren Vätern nur vom Hörensagen bekannt war, kaum mehr als ein althergebrachtes und vages Gerücht erschien, nachdem sie noch tiefer landeinwärts gezogen waren.

Sie waren ein behäbiges Volk; behäbig aufgrund der Gewöhnung an immer gleiches Elend: Asketen, nicht weniger aus Notwendigkeit denn aus moralischer Überzeugung; fast alle von ernsthaftem, wenn auch schlichtem Glauben. Auf ihre Art waren sie freundlich, wenn es ihnen angebracht schien; doch ein Mann, der wie John Marr in seinem früheren heimatlosen Wanderleben gar nicht anders konnte, als sich an die freizügigen Bars und Spelunken zu gewöhnen, die an Abenden in bestimmten alten und gemütlichen Hafenstädten jener Zeit preisgünstige Erholung boten, und der darüber hinaus noch mit der Kameradschaft an Bord unter den Seeleuten derselben Zeit vertraut war, musste etwas vermissen. Dieses Etwas war Herzlichkeit, die Blume des Lebens, die mehr oder weniger aus einem Gefühl der Lebenslust sprießt. Diese konnte das Schicksal den hart arbeitenden Überlebenden niederdrückender Malaria nicht vermitteln, diesen Menschen, die keinen Feiertag kannten, und sie waren zu rechtschaffen und hatten

weder die Fähigkeit noch den Wunsch, etwas vorzutäuschen, das sie nicht wirklich empfanden. Beim Maisschälen, der Aufgabe, die sie am wenigsten ernst nahmen, versuchte der vereinsamte Seemann, seine eigenen Gedanken von der Trauer abzulenken und ihre Aufmerksamkeit ein wenig zu wecken, indem er auf etwas hinwies, das mit den Mühen und Plagen ihrer unmittelbaren Umgebung nichts zu tun hatte, und ganz spontan kam er auf eine Seegeschichte oder eine Erinnerung an das Meer zu sprechen, zog sich jedoch bald in sich selbst zurück und schwieg, da niemand ihn ermutigte, weiterzuerzählen. Bei einem dieser Anlässe sagte ein älterer Mann, ein Schmied und ernster Mahner bei Sonntagsgottesdiensten, aufrichtig zu ihm: »Freund, von diesen Dingen wissen wir hier nichts.«

Diese Teilnahmslosigkeit seiner Mitmenschen, die von den Annehmlichkeiten des Lebens nichts wussten und aufgrund ihres Berufs – der in jenen Tagen noch kaum von Maschinen unterstützt wurde – sozusagen auf Tuchfühlung mit der Natur lebten, erschien John Marr von der gleichen Art wie die Gleichgültigkeit der Natur selbst, so wie er sie hier in der Prärie erlebte, wo noch niemand außer den ausgestorbenen Erdhügelbauern ein dauerhaftes Zeichen gesetzt hatte.

Die Verbliebenen der hiesigen Indianer – die fast allesamt in ihrem jüngsten und letzten Krieg gegen die regulären Truppen der Weißen ausgelöscht wurden, einem Krieg, der vom Roten Mann um sein Heimatland und seine Naturrechte geführt worden war – wurden gezwungen, in die Wildnis nicht weit jenseits des Mississippi auszuweichen. *Damals* war es Wildnis, doch heute sind dort Städte und Staaten. Schon zuvor waren die Büffel verschwunden, ihre Herden, die einst zahllos in Prozessionen schwärmten oder in endlosen Schlachtlinien auf die-

sem riesigen urtümlichen Weideland grasten, wurden von Jägern dezimiert, die eigentlich von einem ganz anderen Schlag waren als die landwirtschaftlichen Pioniere, deren Vorhut sie jedoch im Allgemeinen bildeten. Dieser doppelte Exodus von Mensch und Tier hatte die Prärie als Wüste zurückgelassen, zwar grün und blühend, doch beinahe so gottverlassen wie die sibirische Gobi. Außer dem Präriehuhn, das zuweilen aus seinem Versteck im hohen Gras aufgescheucht wird, und Tauben in der Zeit des Vogelzugs, hoch oben im Flug, in dichten Schwärmen, die das Tageslicht löschen wie eine vorüberziehende Sturmwolke; außer diesen – es gab weder größere Wälder noch Unterholz – waren Vögel merkwürdig selten.

Totenstille herrschte stundenlang und ungebrochen in dieser Prärie. »Sie ist das Bett eines ausgetrockneten Meeres«, sagte der Seemann ohne Gefährte – der kein Geologe war – zu sich selbst und musterte nachdenklich das Zwielficht auf den erstarrten Wellen dieses ungeheuren Schwemmlandes, das nur vom Horizont begrenzt war, und vermisste dort die Bewegung, die für aufmerksame Augen und Ohren die scheinbaren Einsamkeiten der Tiefe allezeit mit Leben füllt.

Doch eine Landschaft, die sich zu ihrer Vorgängerin ziemlich gegensätzlich verhält, kann nichtsdestotrotz Erinnerungen an diese wecken. Von einem flachen Rand umgürtet, erinnerte die Prärie John Marr an den Ozean.

Mit einigen seiner früheren Schiffskameraden, *Kumpel* auf bestimmten Fahrten, hatte er vor seinem letzten Umzug in diese noch abgelegene Gegend verabredet, in losen Abständen eine kleine Korrespondenz aufrechtzuerhalten. Doch nun war er, ebenso wie die anderen Siedler, von Nachrichten, von wem und welcher Art auch immer, abgeschnitten; fast völlig abgeschnitten, bis auf die Neuigkeiten, die zuweilen über das

wogende Grasland hinweg vom zuletzt eingetroffenen »Prärieschoner« übermittelt wurden – der heimische Ausdruck jener Gegend und jener Zeiten für die Planwagen der Aussiedler, die, in hohem Bogen mit Segeltuch bespannt, über die weiten Ebenen zogen. Eine erreichbare Poststation gab es nicht; bislang gab es nicht einmal einfache Postkästen mit einem Deckel und Lederscharnieren, in bequemen Abständen auf Pfosten entlang eines einsamen Feldweges montiert, um den Vögeln als Sitzstange zu dienen und später, während des pausenlosen Fortschreitens der Westgrenze, vielleicht zu moosbedeckten Monumenten zu verwittern, Zeugen einer weiteren überwundenen Hürde des zivilisierten Lebens; eines Lebens, das man im heutigen Amerika wohl kaum noch mit irgendeiner westlichen Begrenzung markieren könnte, außer dem Ozean, der an Asiens Küsten spült. Vielerorts sprießen opulente Städte auf diesen nunmehr dicht besiedelten Ebenen; weitreichenden Ebenen, die an anderen Stellen von den Zäunen blühender Farmen durchschnitten werden – bleiche Stadtmenschen wie kräftige Bauern sind zum Teil die Abkömmlinge der ersten elenden Siedler; eine Region, die vor einem halben Jahrhundert noch kaum genug für die Bedürfnisse der Menschen produzierte, liefert heute ihre kolossale Weizenernte in alle Welt – von dieser Prärie, die nun überall von Draht und Schienen durchzogen ist, konnte man in der Zeit, über die hier geschrieben wird, schwerlich behaupten, es habe auch nur so etwas wie eine erkennbare Straße gegeben. Aus der Ferne boten in großen Abständen Eichenwäldchen von unterschiedlicher Ausdehnung und Form zusammen mit neuen Ansiedlungen, die noch weiter voneinander entfernt waren, dem Reisenden die einzigen Orientierungspunkte; ansonsten musste er sich nach der Sonne richten. Im Frühsommer war sogar die Tour

von einer Blockhaussiedlung zur nächsten – wobei es sich um eine Reise von Stunden oder auch einem großen Teil des Tages handeln konnte – der Seefahrt recht ähnlich. In den fruchtbareren Senken zwischen den langen grünen, stufenartigen Erhebungen, glatt wie jene des Ozeans bei Flaute, der die mächtige Woge eines fernen Wirbelsturms vom Tag zuvor in seiner eigenen Ruhe aufnimmt und bändigt, konnte man die ersten Anzeichen nahender Fremder entweder schon in der Ferne ausmachen, die schimmernde weiße Leinwand eines Planwagens wie ein Segel am Meereshorizont – wobei der Wagen selbst durchs tiefe Gras rollte und von ihm verborgen war –, oder andernfalls die Ohren des Pferdegespanns, die über den hoch stehenden Tigerlilien oder sogar über den noch höheren Grashalmen hervorschauten, aus der Nähe sichten.

Üppig war diese Wildnis; doch ihrem Bewohner schien ein Freund, den er irgendwo in der Welt zurückgelassen hatte, nicht nur außer Sicht zu sein, sondern aus dem Dasein gelöscht.

Obwohl die Schiffskameraden John Marrs nicht alle verstorben sein konnten, waren sie dennoch in seinen Gedanken wie die Geister von Toten. Da das zunehmende Gespür für seine Umwelt ihn immer öfter zum Grübeln über seine Vergangenheit brachte, wurden ihm diese Phantome, neben denen seiner Frau und seines Kindes, zu Seelengefährten, die bald etwas von ihrer anfänglichen Undeutlichkeit verloren und schließlich eine schattenhafte Form von stummem Leben annahmen; und sie wurden von jener Aureole erleuchtet, die über jedem geliebten Gegenstand der Vergangenheit kreist, mit dem ein fantasievolles Herz eine Wiedervereinigung leidenschaftlich herbeisehnt.

Er erweckt diese visionären Erscheinungen – strebt sozusagen danach, mit ihnen Zwiesprache zu halten; oder er tadelt sie, unter dem Einfluss noch stärkerer Illusionen, wegen ihres Schweigens: –

Seit jener Zeit auf gemeinsamer Wacht,
Jungs, warum redet ihr nicht mehr mit mir,
Eurem Wachkameraden manch einsamer Nacht?

Einst, trotz der Finsternis über den Wellen,
Hallten eure Stimmen, so klar und so hell,
Riefen im Sturm aus, die Segel zu reffen;
Sturmsegel setzten sie, munter und schnell,
Sturm ist Leben –, so ließ ihr's erschallen:
Lasst es stürmen, das Schicksal hat es bedacht!
Wie Kinder, die den Erdball umspannen,
Habt ihr euch nicht viel aus dem Leben gemacht;
Nahmt euer Leben selbst in die Hand –
Sturmvögel wart ihr auf allen vier Meeren,
Und Lerchen wart ihr an Land.

Ach, der Vergangenheit zu entrinnen,
Streich sie wie Klänge, die nutzlos nun sind
Dem Herzen, dessen Saiten hochmütig singen;
Mir ist sie ganz nah, und immer noch klingt
Das Lied, dessen Wonne die Jugend euch bringt.
Ihr kommt wie Gezeiten in Strömen und Flüssen,
Besucht mich, scheint mich von ferne zu grüßen.
Aus einem Meer von Gesichtern gelangen
Zahllose fremde Erinnerungsfäden,
Um mich im Traum zu umfängen!

Ich teil eure Sehnsucht, doch sind wir nicht
Wie Treibholz, das auseinanderbricht?
Einst verknüpft, dann auseinandergetrieben,
Nichts ist von dieser Verbindung geblieben,
Wie Seetang trieben wir auf hoher See!
Doch was, wenn das Treiben ein Ende fand;
Was, wenn die Brandung uns warf an den Strand?
Auch wenn der Tag von uns Abschied nimmt,
Schattengefährten wir immer noch sind.
Ihr schwebt in eurer alten Gestalt –
Um mich her mit euren Tattoos und den Ringen
Am Ohr und fast wie Wilde bemalt,
Diener der Welt, frei von weltlichen Dingen.
Ihr seid alle noch da, und ich liebe euch sehr,
Seid Schatten oder kreuzt im Chinesischen Meer.

Wohin, wohin, ihr Kaufmannsfahrer,
Wohin geht's durch Sturmgebraus?
Kämpft ihr denn noch, ihr Walfischjäger,
Harrt ihr im Sog Leviathans aus?
Und ihr, ihr stolzen Seesoldaten?
Was, wenn kein Trommelschlag euch weckt,
Um Mitternacht, vom Meer bedeckt,
Wenn Feinde in den Wogen warten?
Versucht, im Schein der Sturmlaternen
Umsonst den tiefsten Grund zu sehen,
Wenn eure Brüder von den Planken
Gleitend in die Nacht eingehen?

Doch eingenäht in grobe Leinwand,
Am Meeresgrund ihr haltet Wacht,
Ohne dass der Ruf des Bootsmanns
Dem Zauberschlaf ein Ende macht.
Vergeblich tönt das Horn zum Sammeln,
Niemand hört den Donner und –
Nur ein Herzschlag ruft euch alle,
Ein Schlag im Herzensgrund.
Er ruft. Könnt' ich sie doch bannen,
Wie sie beim Segelreffen sangen –
Ach, könnten sie doch neu anfangen!

»Selbst wenn Melville keine Prosa geschrieben hätte, würden ihm die Qualität, Vielseitigkeit und eindrucksvolle Energie seiner Gedichte einen vordersten Rang in der amerikanischen Literatur sichern.«

Douglas Robillard

Weit über *Moby-Dick* hinaus war Melville, der in seiner Jugend auf einem Postschiff, später auf einem Walfänger angeheuert hatte, ein Dichter des Meeres: Drei Jahre vor seinem Tod verlegte er anonym, zu Selbstkosten und mit einer Auflage von nur 25 Stück die Gedichtsammlung *John Marr und andere Matrosen* – Melvilles Hommage an eine glanzvolle Epoche der Seefahrt. Eins wird deutlich in diesen weitgehend unbekannten Gedichten, die von der Sehnsucht nach Abenteuer und dem Leben im Augenblick angesichts ständiger Gefahr erzählen: Ein echter Matrose kann nie zur Landratte werden.

»Sturm ist Leben! – Lasst es stürmen!«

Ergänzt durch feinsinnige Zeichnungen von Pascal Cloëtta sowie den Originaltext, bietet diese deutsche Erstübersetzung die Möglichkeit, eine wohlvertraute Stimme der amerikanischen Literatur neu zu entdecken.